

Wer 34 Jahre nach der Wiedervereinigung dazu neigen sollte, mit verklärtem Blick auf die untergegangene DDR zu schauen, dem sei zu einem Gespräch mit Franziska Pietsch geraten. Pietsch, 1969 in Halle an der Saale geboren, lebt in Köln. Sie empfängt in einer stilvollen Altbauwohnung, die sich über zwei Etagen zieht. Im Wohnzimmer steht ein alter Flügel. Doch Pietschs Instrument ist ein anderes: die Geige. Sie hat ihren Lebensweg geprägt, und davon will die Violinistin an diesem Vormittag erzählen.

Dass das Leben bestimmte Aufgaben für bestimmte Menschen bereithält: Mit diesem Konzept, das manche Schicksal nennen, kann Franziska Pietsch viel anfangen. Ihres beginnt – nicht ungewöhnlich – mit dem Aufeinandertreffen ihrer Eltern Karin und Horst. Bevor diese die Liebe zueinander entdecken, teilen sie schon die für die Violine. Beide spielen im Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin und vererben der Tochter die Musikalität. Im Alter von vier verlangt Franziska, unterrichtet zu werden an diesem Instrument, dem die Eltern so wunderbare Töne entlocken können. Auch eines der ersten Konzerte, das sie hört, gespielt vom Solisten Dawid Oistrach, hinterlässt Eindruck. Die Eltern erkennen das Talent ihres ehrgeizigen Kindes sofort – und so tut es auch der Arbeiter- und Bauernstaat, der im Sport und in der Musik auf die Förderung von Exzellenz setzt.

Das System entscheidet früh: Dieses Mädchen hat das Zeug zur Solistin. Auch dem Mädchen selbst gefällt der Gedanke, Besonderes an der Geige leisten zu können. Es verschreibt sich dem Instrument mit voller Hingabe. Schon bevor Pietsch auf die Musikspezialschule der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ wechselt, übernimmt Werner Scholz, selbst Solist und Professor für Violine an der Hochschule, ihren Unterricht. Mit elf debütiert Franziska auf der Bühne der Komischen Oper in Ost-Berlin mit Vivaldis a-Moll-Violinkonzert. Danach führt sie die Violinkonzerte von Bruch, Lalo, Sibelius und Paganini mit renommierten Orchestern in der DDR auf. 1982 gewinnt sie im Alter von zwölf Jahren beim Bach-Wettbewerb in Leipzig. „Über mich wurde gesagt: Das ist der neue Star“, berichtet Pietsch – und der willkommene Gegenentwurf zur sechs Jahre älteren Anne-Sophie Mutter, der Wundergeigerin aus Baden-Württemberg.

Im Frühjahr 1984 ist es damit von heute auf morgen vorbei. Ihr Vater nutzt eine Tournee in Österreich, um in die BRD zu fliehen. Am Abend vor seiner Abreise hatte er ihr mitgeteilt, was er vorhatte. Über einen Antrag auf Familienzusammenführung würden dann auch bald Franziska, ihre jüngere Schwester Susanna und die Mutter ausreisen können. Franziska Pietsch, damals 14 Jahre alt, sagt heute: „Ich war schon so erwachsen, dass mein Vater es unvorstellbar fand zu gehen, ohne mit mir darüber zu sprechen. Rational war das aber nicht.“

Denn in der kommenden Zeit steht sie nun unter dem ständigen Druck, kein falsches Wort zu sagen. Hätte sie preisgegeben, dass sie von dem Plan des Vaters wusste, wäre ihre Mutter, die gleichfalls behauptete, nicht eingeweiht gewesen zu sein, im Gefängnis gelandet. Von Mitarbeitern der Staatssicherheit wird Franziska – im Gegensatz zu ihrer Mutter – nur einmal befragt. Doch es findet sich eine andere Person, die ab sofort versucht zu ergründen, wie linientreu der Schützling noch ist: Werner Scholz.

Der Mann, der in den drei Jahren zuvor Pietschs Mentor gewesen ist, entpuppt sich als willfähriger Diener des Staates. Statt seine Eleve weiterhin zu fördern, hat er einen neuen Auftrag. Franziska Pietsch erhält keinen Geigenunterricht mehr. Um den Schein nach außen zu wahren, hat sie zwar den Geigenkoffer mitzubringen, wenn sie für ihre wöchentliche Einheit bei Scholz antritt – doch öffnen darf sie ihn nicht. Stattdessen monologisiert der Professor. Pietsch muss sich anhören, warum sie im Westen nicht glücklich werden könne, welchen Lebenswandel ihr Vater dort führe und dass ihr Leben, so wie sie es gekannt hatte, vorbei sei. Vor allem aber versucht Scholz, sie zu erpressen: Wenn Franziska bereit wäre, aus dem Familienzusammenführungsantrag auszusteigen und sich zur DDR zu bekennen, würde er alles tun, um ihre Karriere in die gewünschte Richtung zu lenken.

Pietsch sagt: „Ich hatte geglaubt, ein besonderes Vertrauensverhältnis zu ihm zu haben. Noch am Tag vorher war er privat bei uns zu Hause gewesen und hatte mich bis abends unterrichtet. Am nächsten Tag kannte er mich nicht mehr.“ Pietsch erzählt, sie sei Scholz damals in manchen Dingen näher gewesen als ihren Eltern. „Musik machen bedeutet: Du gibst alles preis. Es geht um tiefe Emotionen.“ Das, gepaart mit Druck und Drill, erbege eine besondere Verbindung. Über die Stunden, die sie nach der Flucht des Vaters mit Scholz verbringen musste, spricht sie nicht gern; die Antworten der quirligen, eloquenten Frau werden knapp. „Wir standen meistens; er lief auch herum, echaufferte sich, wurde laut und aggressiv.“ Bis zur Ausreise musste die mittlerweile 16-Jährige bei Scholz antreten – und sah ihn, der 2012 starb, danach nie wieder. Hätte sie mit ihm gesprochen, wenn sie ihm begegnet wäre? „Ich glaube, es hätte nichts zu sagen gegeben.“

Das Verhalten von Scholz ist ein Schock für Franziska Pietsch. Der Vertrauensverlust wiegt schwer; wie schwer, wird sie erst sehr viel später erkennen. Die Mutter verstärkt das noch, indem sie der Tochter einschärft, mit niemandem zu reden. Jeder könne ein IM sein. „Für mich brach eine Welt zusammen“, sagt Pietsch. „Das war Isolation schlechthin – in einer Zeit, in der die Pubertät losgeht, in der man sich mitteilen muss, anfängt, sich mit der Welt auseinanderzusetzen. Und dann kommt so ein Einschnitt.“

Ziemlich genau zwei Jahre dauert diese verstörende Phase, in der Franziska Pietsch kaltgestellt ist: kein Unterricht, keine Konzerte, keine Wettbewerbe. Heute meint sie, dass zwei Jahre gar nicht so lang seien, dass sie damals aber überhaupt nicht gewusst hätten, wann und ob überhaupt der Staat dem Ausreiseantrag zustimmen werde. In dieser Zeit passierte etwas Entscheidendes. Die junge Frau, die bislang fest davon ausgegangen war, später zu der Handvoll Solisten gehören zu können, die auf den großen Bühnen der Welt brillieren, begreift, dass ihre Sonderstellung gar nicht dem Menschen Franziska Pietsch mit dem besonderen Talent gegolten hat, nicht der tollen Geigerin. Es war ihr Potential als sozialistisches Aushängeschild, das sie für den Staat attraktiv gemacht hatte.

Franziska Pietsch, hier in ihrer Wohnung in Köln, stellte nie das Geigespielen infrage. Aber die Form, in der sie es tun sollte.

Foto Patricia Kühfuss



Wenn der Umweg die Heilung bringt

In den Achtzigern schmückte sich die DDR mit Franziska Pietsch, dem Wunderkind an der Geige. Doch dann blieb der Vater im Westen, und die Tochter wurde kaltgestellt. Eine deutsch-deutsche Geschichte, die bis heute nachwirkt.

Von Eva Schläfer



Da war sie noch sozialistisches Aushängeschild: Franziska Pietsch 1982 beim Bach-Wettbewerb in Leipzig
Foto privat

Als sie aufgrund des vermeintlichen Fehlverhaltens des Vaters dafür nicht mehr taugte, wurde sie fallengelassen. Was sie rational einordnen kann, hinterlässt emotionale Spuren und wird lange an ihrem Selbstvertrauen nagen. Veranlasst Pietsch aber auch zu folgendem Satz, den sie am Tag ihrer Ausreise formuliert: „Wenn ich irgendwann sterbe, möchte ich in den Spiegel schauen und sagen können: Ich bin den Weg meines Herzens gegangen.“ Im Mai 1986 steigen Karin, Franziska und Susanna Pietsch in den Zug gen Westen.

In der BRD angekommen, wird der Violinist Ulf Hoelscher ihr Lehrer; bei ihm in Karlsruhe erhält sie endlich wieder Unterricht. Mit ihm und seiner Familie spricht sie im Privaten über das, was passiert ist. Doch die Öffentlichkeit und ihr neues berufliches Umfeld interessieren sich nicht für ihre DDR-Vergangenheit. Pietsch hätte gern über ihre Erlebnisse geredet, doch als disziplinierte Musikerin hat sie gelernt, die Dinge mit sich allein auszumachen. Sie wechselt erst nach Hannover, wo die Eltern leben, 1991 geht sie für eine Weile nach New York an die Juilliard School. Sie ist bei einer renommierten Agentur unter Vertrag, die ihr wichtige Soloauftritte vermittelt. Ihre Karriere scheint auch im Westen bilderbuchmäßig weiterzulaufen. Doch Pietsch hat das Gefühl, noch nicht so weit zu sein. Sie äußert ihre Bedenken; die Agentur verspricht, sie langsam aufzubauen. Pietsch fühlt sich gleichwohl gestresst und herumgeschubst.

Sie spürt, dass etwas nicht gut ist, kann das Gefühl aber nicht einordnen. Der innere Druck sucht sich ein Ventil. Körperliche Symptome zwingen sie zu einer Pause. „Ich habe gemerkt, etwas stimmt nicht mit mir, aber ich wusste nicht, was. Und warum.“ Als „erste große Kreuzung“ bezeichnet sie diese Phase. Ihr sei immer klar gewesen: Sie stellte nicht das Geigespielen infrage, das gehörte zu ihr. Aber wie und in welcher Form – das musste sie herausfinden.

In dieser Zeit lernt Pietsch ihren Mann kennen, einen Arzt. Sie heiratet ihn mit 25, wird schwanger und bekommt einen Sohn – „obwohl alle gesagt haben, das kostet dich deine Solokarriere“. Bald darauf steht sie an der nächsten Kreuzung: Pietsch übernimmt mit 30 die Stelle der Konzertmeisterin beim Wuppertaler Sinfonieorchester und stellt das eigene Können damit in den Dienst des Orchesters und des Gesamtklangs. „Das hatte eigentlich nichts mit mir zu tun, weil ich klar auf die solistische Schiene gesetzt worden war. Aber es war meine Entscheidung, und ich bin aufgeblüht.“ Zur selben Zeit entwickelt sich ihre Liebe zur Kammermusik; sie gründet ein Trio mit Cello und Klavier. Das Musizieren im Orchester sowie im Trio ergänzt sich gut.

Erst um das Jahr 2010 herum wird Franziska Pietsch klar: Die DDR-Scouts hatten recht gehabt. Sie ist keine Orchestermusikerin. Sie gibt mit 40 ihre Festanstellung auf, verlässt ihr Klaviertrio und gründet ein Streichtrio, in dem sie noch heute aktiv ist und das sie mit dem hellen Klang ihrer Geige anführt. Das Klassiklabel Audite, bei dem sie mittlerweile unter Vertrag ist, registriert, dass da noch mehr in Pietsch schlummert. 2017 schlägt es der Violinistin eine Soloaufnahme mit dem Deutschen Sinfonieorchester Berlin vor. Für die beiden Violinkonzerte von Prokofjew erhält sie unter anderem den Vierteljahrespreis der Deutschen Schallplattenkritik.

Heute sagt Franziska Pietsch über ihre Konzertmeisterstätigkeit, sie habe diesen Umweg benötigt, um zu heilen. Das, was sie zwischen der Flucht des Vaters und der eigenen Ausreise hinnehmen musste, habe Verletzungen hinterlassen, die ihr zunächst nicht bewusst waren. „Es ist ein menschlicher Mechanismus, dass man nach einem Trauma nicht direkt verstehen und einordnen kann, was geschehen ist“, sagt Pietsch. Im Westen angekommen, „einem völlig anderen Land“ als die DDR, habe sie erst mal weiterfunktioniert, von außen betrachtet habe alles einen perfekten Eindruck gemacht. Doch: „Ich war noch nicht bereit für diese Maschinerie. Das war dasselbe, nur in einer anderen Farbe.“ Pietsch sagt: „Ich habe ein halbes Leben gebraucht, um die Dimension dessen, was damals passiert ist, halbwegs verstehen zu können und um darüber sprechen zu können.“

Und diese Gelegenheit bot sich plötzlich. Vor dem 30-jährigen Jubiläum der Wiedervereinigung fragten Medien bei ihr an, wollten wissen, was ihr in der DDR widerfahren und wie es ihr dann in der BRD ergangen war. Sie berichtete davon und erhielt positive Resonanz – anders als in den Jahrzehnten zuvor. Immer wieder war ihr Unverständnis entgegengebracht worden, wenn sie beispielsweise erzählte, dass ihr die Bilder der Trabi-Kolonnen, die nach dem 9. November 1989 in Richtung Westen fuhren, Angst gemacht hatten. „Wir hatten das doch hinter uns gelassen; jetzt sind sie wieder da“, sagte ihre Mutter damals am Telefon zu ihr. Auch sie habe trotz all der geschichtlichen Bedeutung den Fall der Mauer als Bedrohung empfunden, hatte Angst, wieder eingeholt zu werden. Auch die Akte, die die Stasi über sie führte, hat sie sich bislang nicht angeschaut.

In diesem Sommer hat Franziska Pietsch eine große Aufnahme mit dem Granada Symphony Orchestra sowie zwei weitere mit dem Streichtrio Trio Lirico und ihrem Klaviertrio Pikaso hinter sich gebracht. Im Herbst fliegt sie für eine Tournee nach Amerika. „Ich bin als Solist präsent, obwohl das gegen alle Regeln des Business verstößt“, sagt Pietsch. Ja, es sei nicht die Carnegie Hall. „Aber ich habe in den vergangenen Jahren in verschiedensten Formationen in allen großen Sälen in Deutschland gespielt.“ Und das mit Künstlern, die sie als herausragend bezeichnet.

Anfang des Jahres hat sie sich zudem einen Herzenswunsch erfüllt. Im Herbst 2022 spielte sie ein Konzert in Bautzen. Die Stadt steht mit ihrem berüchtigten Stasigefängnis für eine besonders dunkle Seite der ehemaligen DDR. Gleichzeitig aber ist sie auch das Zentrum der Sorben, einer slawischen Minderheit, der es gelang, ihre kulturellen Eigenheiten gegenüber dem Nivellierungsbestreben der SED zu verteidigen. „Dieser Saal in Bautzen hat auf meine Töne reagiert“, erzählt Franziska Pietsch. „Ich wusste, hierher muss ich zurückkommen.“ Ende Januar feierte das von ihr konzipierte und auch organisierte Festival „Winter Klassik“ Premiere – eine Verbindung von Musik und Lyrik unter Berücksichtigung der Besonderheiten der Region. Im kommenden Jahr wird sie es fortsetzen.

Mit 54 Jahren scheint Franziska Pietsch angekommen zu sein. Nicht am Ende des Weges, sondern auf dem Gipfel. Er liegt nicht so hoch, wie sie einst gedacht hatte. Aber die Aussicht versöhnt.